

EXILIADOS (NO) RETORNADOS

NACHEXIL. REISEN UND RÜCKKEHR IM WERK DEUTSCH-JÜDISCHER FLÜCHTLINGE AM BEISPIEL HILDE DOMINS

Linda Maeding 
Universidad Complutense de Madrid
Madrid, España

ZUSAMMENFASSUNG

Ausgehend von Georges-Arthur Goldschmidts Überlegungen zum langen „Nachexil“ eines jüdischen Überlebenden des Nationalsozialismus konzentriert sich der Artikel auf die zahlreichen Reisen und Ortswechsel, von denen ehemalige Exilierte in ihren Schriften berichten. Das Europa der Vertriebenen nach 1945 ist geprägt von einer hohen und oft erratischen Mobilität. Vor diesem Hintergrund sind die Reisen der Rückkehrer*innen von besonderer Relevanz. Für jüdische Rückkehrende stellte die Remigration nach Deutschland aufgrund der Nahgeschichte des Holocaust eine besondere Herausforderung dar. In diesem thematischen Kontext untersuche ich insbesondere das Werk der Dichterin und Intellektuellen Hilde Domin, das dieses komplexe Nachexil exemplarisch veranschaulicht. Neben lyrischen Zeugnissen konzentriert sich mein Beitrag auf ihre Essays, wobei auch ihre Korrespondenz und ihr öffentliches Auftreten in Westdeutschland berücksichtigt werden. Hier beleuchtet Domin ihre Rückkehrversuche, ihre Unruhe und ihre langen Aufenthalte in Spanien, die von einer fragilen und hybriden Identität zeugen. Die Untersuchung zeigt, dass die Motive des Verlassens und des Bleiben-Dürfens in Domin's Schriften in einem dialektischen Spannungsverhältnis stehen.

KEYWORDS: Nachexil, jüdische Flüchtlinge, Exilliteratur, Rückkehr, Hilde Domin.

POST-EXILE. TRAVEL AND RETURN IN THE WORK OF GERMAN-JEWISH REFUGEES. THE CASE OF HILDE DOMIN

ABSTRACT

Based on Georges-Arthur Goldschmidt's reflections on the long 'post-exile' of a Jewish survivor of National Socialism, this article focuses on the numerous journeys and changes of location reported in the writings of former exiles. The Europe of displaced persons after 1945 is characterised by intensive and often erratic travel routes. Against this background, the journeys of the returnees are of particular relevance. For Jewish returnees, remigration to Germany posed a singular challenge due to the recent history of the genocide. Within this thematic context, the work of the poet and intellectual Hilde Domin is specifically examined, as it exemplifies this complex 'post-exile'.

In addition to lyrical testimonies, this contribution focuses on her essays while also considering her correspondence and public appearances in West Germany. There, Domin sheds light on her attempts to return, her restlessness, and her long stays in Spain, which bear witness to a fragile and hybrid identity. The analysis reveals that the motifs of leaving and being allowed to stay are in a dialectical relationship of tension within Domin's writings.

KEYWORDS: post-exile, Jewish refugees, exile literature, remigration, Hilde Domin.

DOI: <https://doi.org/10.25145/j.refull.2025.50.08>
REVISTA DE FILOLOGÍA, 50; junio 2025, pp. 153-169; ISSN: e-2530-8548



1. DER REISENDE ALS ÜBERLEBENDER

*Wir sind Fremde
von Insel
zu Insel*
Hilde Domin

Die Reise ist ein populärer Topos der nach 1933 entstandenen Exilliteratur, obwohl sie hier ihrer in anderen Genres gegebenen Leichtigkeit, gar Frivolität völlig entbehrt. Es sind nun eben keine Lustreisen mehr, keine Bildungs- oder Forschungsreisen – höchstens in einem nicht unproblematischen Sinne Abenteuerreisen. Der Moment des Zwangs mag nicht zu den gängigen Konnotationen der Reise gehören. Die Flucht aber vereint beides: Sie besteht aus einer Reise, einem Ortswechsel, der nötig geworden ist, um einer Gefahr zu entkommen.

Die deutschsprachige Exilliteratur (und im Übrigen auch die jüngere Migrationsliteratur von nach Europa geflohenen Menschen) bedient sich dieses Topos umfänglich und kalkuliert die sich daraus ergebenden Irritationen durchaus mit ein. Besonders eindrücklich zeigen dies Texte wie Albert Drachs Bericht über seine Flucht durch Südfrankreich *Unsentimentale Reise* (1966 erschienen) oder Egon Schwarz' Erinnerungsbuch *Unfreiwillige Wanderjahre* (erstmalig 1979 unter dem Titel *Keine Zeit für Eichendorff. Chronik unfreiwilliger Wanderjahre* erschienen), um nicht den wohl bekanntesten Roman, Anna Seghers' *Transit* (zuerst 1944 auf Englisch veröffentlicht), zu nennen, in dem schäbige Hotels, Pensionen und Transatlantik-Schiffe das rastlose und getriebene Unterwegssein symbolisieren. Aber auch Exil-Werke, die das Reisemotiv weniger prominent in den Mittelpunkt rücken, arbeiten die Erfahrung der Flucht explizit als Reise mit ein – so wie Albert Vigoleis Thelens Mallorca-Roman *Die Insel des zweiten Gesichts* (1953).

Nach 1945 entwickelt sich dieses Motiv im Werk von Exilautor*innen weiter, indem nun die Rückkehr – als Spiegelbild zur Flucht – als Reise erzählt wird. Hier sind es dann oft auch die Bilder des ziellosen Umherirrens im zerstörten Deutschland, die sich aufdrängen, so in Irmgard Keuns von einem Kriegsheimkehrer handelnden Nachkriegsroman *Ferdinand, der Mann mit dem freundlichen Herzen* (1950). Die Protagonist*innen dieser erzählten Reisen sind oft mit den Attributen von Schelmenfiguren ausgestattet, um in den Wirren einer sich im tiefgreifenden Umbruch befindenden, chaotischen und defizitären Wirklichkeit zu bestehen.

Bis auf die beiden letztgenannten Romane sind diese Texte von jüdischen Exilierten verfasst – und diese Häufung kann sicherlich als signifikant interpretiert werden: als Ausdruck einerseits der Bedrohung, der sich dieses Kollektiv schon früh bewusst war und die dem Reisemotiv einen besonders drängenden Charakter verleiht; andererseits aber auch der Sensibilisierung durch die Tradition der Diaspora, die seit biblischen Zeiten von Ortswechsel und Flucht geprägt ist. In dieser letzten Ausprägung stehen auch Motive wie Flucht und Reise bereits in einer spezifisch jüdischen Literaturtradition, auf die ich hier allerdings nicht weiter eingehe.

Mein Beitrag widmet sich diesen zahlreichen Ortswechseln in den Schriften jüdischer Exilierter mit einem Fokus auf der Bewegung der Rückkehr, also einer Zeit,



in der das Exil im engen Sinne schon endet, aber eine Heimat oder – bescheidener formuliert – eine Bleibe auf Dauer meist noch nicht in Reichweite ist. Es sind die Jahre der *displaced persons*. Allerdings war die Remigration als vorläufiger Endpunkt des Exils ein minoritäres Phänomen, und dies mehr noch unter jüdischen Flüchtlingen: Keine fünf Prozent der aus rassistischen Gründen aus Deutschland und den von Deutschen besetzten Gebieten Europas Verfolgten seien neueren Studien zufolge zurückgekehrt (von der Lühe, Schildt und Schüler-Springorum, 2008, S. 9)¹.

In diesem thematischen Zusammenhang untersuche ich beispielhaft essayistische, autobiographische und lyrische Schriften Hilde Domin (1912²-2006) und beziehe auch unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlass mit ein. Als Autorin steht Domin exemplarisch für das sogenannte „Nachexil“: Bettina Bannasch und Katja Sarkowsky beschreiben dieses als eine zeitliche Markierung, das aber zugleich den Umstand mit einschließt, „dass sich die Erfahrung des Exils dennoch fortsetzt und somit nicht von einem Ende des Exils gesprochen werden kann.“ (Bannasch und Sarkowsky, 2020, S. 1)³ Domin war 1954 aus der Karibik zurückgekehrt, wobei diese erste Rückkehr nach Deutschland nicht von Dauer war. Bis sich die Dichterin wieder definitiv in ihrem Geburtsland niederließ, folgten Jahre des Unterwegsseins, in denen sie auch längere Zeiträume in Spanien verbrachte. David Kettler (2008, S. 103) nannte diese Nachbeben der Vertreibung auch nach deren politischem Ende einmal treffend das „endlos-unerledigte Geschäft des Exils“⁴. Bevor ich zu Domin Rückkehr im Zusammenhang mit ihren Spanien-Aufenthalten Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre komme, werde ich zunächst einige Überlegungen zum Konzept des Nachexils und zum Phänomen der Remigration nach Deutschland anstellen.

¹ Siehe auch dies., 2008, S. 12: „Eine Geschichte der jüdischen Remigration umfasst auch die Geschichte der nicht vollzogenen Rückkehr.“ Die Rückkehrer*innen gehörten zudem meist einer kulturellen, wissenschaftlichen oder politischen Elite an.

² Dieses Geburtsdatum wurde bis zur Jahrhundertwende, wohl auf Betreiben des Fischer Verlags, angegeben. Tatsächlich wurde Domin aber schon 1909 geboren. Laut Domin wollte der Verlag keine Erstveröffentlichung einer seinerzeit bereits 50-jährigen herausbringen (Karsch, 2008, S. 423).

³ Zugleich impliziert der Begriff laut den Autorinnen, dass „die Erfahrung des Exils prägend bleibt, sich gar fortsetzt“: Der Begriff könne fruchtbar gemacht werden für die „Analyse der über das Exil hinaus andauernden schmerzhaften und verstörenden Erfahrung von Unzugehörigkeit und deren Repräsentationen“ (Bannasch und Sarkowsky, 2020, S. 4).

⁴ Kettler sammelte und analysierte in einem Projekt erste Briefe von Exilierten nach Deutschland, mit denen diese versuchten, den Kontakt mit alten Bekanntschaften und Freundschaften vorsichtig wieder aufzunehmen.



2. DAS NACHEXIL JÜDISCHER FLÜCHTLINGE

*Wir alle sind Überlebende, und jeder von uns
versucht auf seine Weise, mit dieser Schmach fertig zu werden.*

Peter Szondi an Hilde Domin (14. Mai 1965)

Der Schriftsteller Georges-Arthur Goldschmidt, 1928 bei Hamburg geboren und als Kind jüdischer Eltern dank des Exils in Frankreich gerettet, wo er versteckt überlebte und dessen Sprache er seitdem für einen Großteil seiner literarischen Texte nutzt, veröffentlichte 2020 eine kurze Erinnerungsschrift, der er den Titel *Vom Nachexil* gab. Er bestimmt hier einen Begriff für sein eigenes Leben nach dem Ende des Nationalsozialismus – ein Leben, das mittlerweile schon viele Jahrzehnte länger anhält als die Zeitspanne des historischen Exils im strikten Sinne (1933-1945), und das sich dennoch maßgeblich von dieser Erfahrung herschreibt. „Das Exil [...] ist eine scharf gezeichnete, unüberschreitbare Grenze [...]. Das Exil stülpt einen um, wie einen Sack“ (Goldschmidt, 2020, S. 9), so beschreibt der Autor die irreversible Zäsur, die die Exilierung für ihn bedeutete. Obwohl Goldschmidt nicht mehr definitiv in seine Heimat Norddeutschland zurückkehrte, sondern in Frankreich blieb, spielen Orts- und Sprachwechsel aufgrund dieser Urerfahrung eine zentrale Rolle in seinem Leben und in seinem Werk. Davon zeugt auch sein Wirken als Übersetzer: Bekannt geworden ist Goldschmidt neben seinen auf Französisch und nur selten auf Deutsch verfassten Büchern insbesondere als Übersetzer Peter Handkes.

Der Begriff des Nachexils ist auch in der Forschung seit einigen Jahren zunehmend anzutreffen (prominent in dem ihm gewidmeten Jahrbuch der Gesellschaft für Exilforschung von 2020)⁵: Möglicherweise, weil die Zeit nach 1945 verstärkt in den Blick gerückt ist; und mit ihr die manchmal gescheiterten, ambivalenten und nie unproblematischen Geschichten der Rückkehrer*innen nach Deutschland, die oft genug in erneuten Länderwechseln und der bitteren Erkenntnis endeten, dass in der alten Heimat doch kein Bleiben mehr ist⁶. Zu groß schien vielen die Kluft, die sie von den in Deutschland gebliebenen Menschen trennte; zu unbequem die Rolle als Überlebende und Rückkehrende in einer Gesellschaft, die von ihrer Täterschaft lange nichts wissen wollte, zu scharf das Bewusstsein, ein „Deutscher auf Widerruf“ (so der Titel der Autobiographie von Hans Mayer) zu sein.

An dieser Stelle interessiert das Selbstverständnis der Überlebenden und ihre Selbstverortung, die den Begriff erst verständlich machen. Laut Goldschmidt beginnt mit dem Exil eine „lebenslange Arbeit“⁷, die 1945 keineswegs endet. Die

⁵ Zuvor hat Stephan Braese (2001) den Begriff in die deutschsprachige Exilforschung eingebracht.

⁶ Unter vielen Publikationen zu diesem Thema siehe Bannasch und Rupp, 2018.

⁷ Cf. dazu den Beginn des Erinnerungsbandes: „Wer einmal ins Exil getrieben wurde, kommt lebenslang nicht mehr davon ab. [...] Das Exil teilt das Leben in zwei von nun an unvereinbare Hälften: das Vorher und das Nachher [...] vom ersten Augenblick des Exils an beginnt eine lebenslange Arbeit“ (Goldschmidt, 2020, S. 5).

extensive Mobilität der ehemaligen Flüchtlinge nach dem Ende des Dritten Reichs, die oftmals erratischen Reisen der Rückkehrer*innen sind nur eine äußerliche Dimension dieser „Arbeit“, die nach dem Abschied aus den Asylländern weitergeht, und die sich auch an der fortwährenden Auseinandersetzung mit bis zu der Flucht für „natürlich“ gehaltenen Kategorien wie der Zugehörigkeit zu einer Nation und einer Sprachgemeinschaft festmachte. Für Goldschmidt wird diese Arbeit an erster Stelle sichtbar an der „Doppelsprachigkeit“, die „mit dem Existenzverbot zusammenfällt.“ (2020, S. 6) Das Motiv des unheimlichen Doppelten zieht sich weiter und erfasst auch die Wahrnehmung und später die Erinnerung:

Es galt jede Einzelheit der Heimat mitzunehmen, das kleinste Detail zu registrieren. [...] Es ist erstaunlich, was das Gehirn bei solcher Gelegenheit alles leisten kann; es arbeitet derart perfekt, dass nach achtzig Jahren alles noch an Ort und Stelle ist, so sehr, dass unter jedem Wahrnehmungsbild der Gegenwart ein anderes, ein Phantombild aus der Vergangenheit hochkommt. (Goldschmidt, 2020, S. 6-7)

Alles ist noch an Ort und Stelle – in der Erinnerung. Dass aber nichts an Ort und Stelle ist in der Wirklichkeit des (Nach-)Exils, diese Erfahrung prägt die krisenhafte Wahrnehmung noch lange Zeit nach der Flucht:

Das Exil, Jahrzehnte später, ist der nie endende Augenblick des Abschieds, auf den man sich lange vorbereiten muss, um nicht vom Heimweh zerrissen zu werden. (Goldschmidt, 2020, S. 36)

Diese Allmacht oder Omnipräsenz des Exils reicht so weit, dass sie zudem das Schreiben vermeintlich unverfänglicher Werke betrifft. Wollten die Exilierten auch nur einen Kriminalroman schreiben, sei es in der Muttersprache oder der neuen Alltagssprache, so argumentiert Goldschmidt, „das Exil würde doch irgendwie im Text auftauchen. So ist der Exilierte, sobald er schreibt, zur Uneigentlichkeit verdammt; was er auch erzählt, im Grunde ist alles exiliert. Alles vom Aufgebenmüssen bedroht. Das Schreiben eines Exilierten hängt an einem bloßen Faden“ (Goldschmidt, 2020, S. 46-47). Diese grundlegende Erfahrung des drohenden Aufgebenmüssens kann, so erzählen es viele der Texte, auch durch die Rückkehr nicht mehr zurückgenommen werden. Denn Rückkehr wohin eigentlich? Hans Sahl (1987, S. 14) sprach in einer Rede seinerzeit vom „Exil nach dem Exil“, um diese Bodenlosigkeit in einem Schlagwort ansatzweise zu erfassen.

3. DIE RÜCKKEHR ALS BEGINN EINER NEUEN REISE

Die Rückkehr aus dem Exil (die es laut Goldschmidt gar nicht geben kann) ist keine Reise, die von einem Ort zurück „nach Hause“ führt. In ihr werden Fremde und Heimat nicht mehr kategorial gedacht, vielmehr werden hier fragile und poröse Identitäten verhandelt – ein langwieriger, wenn nicht gar unabschließbarer Prozess, dessen Friktionen im Medium der Literatur offengelegt werden. „Wer das Exil kennt, hat manche Lebensantworten erlernt, und noch mehr Lebensfragen. Zu den



Antworten gehört die zunächst triviale Erkenntnis, daß es keine Rückkehr gibt“ (Améry, 1977, S. 75)⁸. Dies schreibt der österreichische Auschwitz-Überlebende Jean Améry, der die NS-Zeit bis zu seiner Verhaftung im belgischen Untergrund überlebte, in seinem Essay „Wieviel Heimat braucht der Mensch?“. Die Reaktionen der Daheimgebliebenen – das verdeutlichte besonders plakativ die Kontroverse um Thoman Mann und Walter von Molo nach Ende des Krieges 1945 – waren oft bestenfalls reserviert gegenüber den Exilierten, was die Rückkehrpläne nicht einfacher machte. Umso mehr galt dies für jüdische Exilierte.⁹ Für sie bedeutete die Rückkehr insbesondere in die BRD aufgrund der Nahvergangenheit des Genozids eine ganz besondere Herausforderung¹⁰.

Sie wurden zudem aufgrund ihrer häufig in Frage gestellten Loyalität und der ihnen unterstellten Unschärfe in der Frage nationaler und kultureller Zugehörigkeit zu Figuren des Unheimlichen gemacht:

Der Exilierte weiß, daß man ihm früher oder später einmal vorwerfen könnte, er gehöre nicht dazu. So sicher er auch sei, ein für allemal aufgenommen, besteht doch die Möglichkeit, ihm seine Zugehörigkeit abzustreiten, und als Exiliierter bleibt ihm jegliche endgültige Rückkehr verschlossen. (Goldschmidt, 2020, S. 10)¹¹

In diesem Sinne ist auch die in Köln geborene und schon vor Hitlers Macht ergreifung nach Italien emigrierte deutsch-jüdische Autorin Hilde Domin, um ein auf sie gemünztes Wort von Ruth Klüger (2019, S. 308) aufzugreifen, eine „Dichterin vieler Exile“. Aber nicht das Exil selbst, die Rückkehr ist für Domin die große Reise. Domin verfasste unter vielen Aufsätzen auch „Randbemerkungen zur Rückkehr“ (1998, S. 150-166), in denen sie auf deren Bedeutung näher einging. Domin ist denn auch in Deutschland in erster Linie bekannt geworden als Dichterin der Remigration, weniger als Autorin des Exils. 1940 gelangte sie mit ihrem Mann, dem späteren Heidelberger Professor für iberische Kunstgeschichte Erwin Walter Palm, in die Karibik nach Santo Domingo, wo sie ab 1948 als Dozentin für Deutsch arbeitete

⁸ Eine Rückkehr gebe es nicht, „weil niemals der Wiedereintritt in einen Raum auch ein Wiedergewinn der verlorenen Zeit ist.“ (Améry, 1977, S. 75) Siehe zur verweigerten Remigration Amérys unter Einbezug von dessen Konzeptualisierung des Ressentiments Markgraf, 2018. Ein kontrastierender Vergleich mit Domin wäre vielversprechend, steht aber noch aus.

⁹ Cf. von der Lühe, Schildt und Schüler-Springorum, 2008, S. 11: „die zugleich schuld- bewusste und schuldabwehrende, bisweilen offen aggressive nichtjüdische Bevölkerung wusste nicht, ob sie jüdische Remigranten in erster Linie als Juden oder als Rückkehrer ansehen sollte.“

¹⁰ Siehe für einen konzisen Überblick über das Phänomen jüdischer Remigration nach 1945 Krauss, 2004.

¹¹ Die Figur des Unheimlichen findet sich in einem ähnlichen Kontext auch in Essays des in Brasilien exilierten Autors Vilém Flusser, bei ihm bezogen auf den Migranten, der den Einheimischen den Kitsch ihrer eigenen Heimat spiegelt: „Der Einwanderer ist für den Beheimateten noch befremdender, unheimlicher als der Wanderer dort draußen, weil er das dem Beheimateten Heilige als Banales bloßlegt. Er ist hassenswert, hässlich, weil er die Schönheit der Heimat als verkitschte Hübschheit ausweist.“ (Flusser, 1994, S. 21)



und von woher sie 1954 nach Europa zurückkehrte¹². Dass die in Deutschland mit zunehmendem Erfolg als exemplarische Remigrantin gefeierte Domin aber durchaus nicht für eine unproblematische und insbesondere nicht für eine abgeschlossene Rückkehr stand¹³, zeigt nichts deutlicher als der Umstand, dass mit ihrem ersten Wiedersehen mit Deutschland – das, was als Rückkehr verstanden wird – die Zeit der Ortswechsel und rastlosen Reisen noch lange nicht vorbei war. Im Gegenteil: „Februar 1954: Rückkehr nach Deutschland. Es folgen 7 Jahre in möblierten Zimmern, Leben aus Koffern. Insgesamt 4 davon in Spanien“ (Domin, DLA), notiert sie in einem kurzen Lebenslauf, der sich in den Papieren des Nachlasses befindet.

Bannasch und Rupp (2018, S. 8) zufolge treten gerade in der Literatur die Brüche im Remigrationsprozess deutlich zu Tage: „Die Gegensätze zwischen ‚innerer Emigration‘ bzw. literarischen Neuanfängen einerseits und Exil andererseits schienen oftmals unversöhnlich.“ So verwundert es nicht, dass Hilde Domins konziliantes Auftreten nach ihrer Rückkehr von jüdischen Intellektuellen oft skeptisch bis ablehnend betrachtet wurde (Maeding, 2024) – in einem Kontext, in dem die Wahrnehmung der Remigrant*innen als „öffentliches Ärgernis“ (Papke, 1991, S. 9) vorherrschte. Stellvertretend dafür steht ihre Rede zur Annahme des Nelly-Sachs-Preises der Stadt Dortmund im Jahr 1984. Das Typoskript trägt als Titel „Gedichte der Versöhnung. Erinnerungen an Nelly Sachs und andere jüdische Dichter deutscher Sprache“, und in ihm schreibt Domin, „dass die deutschen Dichter jüdischen Schicksals aus der Verfolgung als Boten der Versöhnung, nicht des Hasses, heimgekehrt sind ins Sprachzuhaus.“ (Sendung im Hessischen Rundfunk vom 8.3. 1984; Domin, DLA). Dennoch verbirgt sich, wie schon angedeutet, hinter ihrem Ruf als „Dichterin der Rückkehr“, so der Philosoph Hans-Georg Gadamer (1977) in einer enthistorisierenden Preisrede auf Domin¹⁴, eine konfliktbehaftete Wahrnehmung der eigenen Position als ehemals Verfolgte in Deutschland¹⁵. Auch ihre Empathie für andere Verfolgte zeigt diese weniger öffentlichkeitswirksame Seite der Dichterin, die nach dem Selbstmord Jean Améry's und anderer jüdischer Zeit-

¹² Sie hat diesem Exil in verschiedenen Texten Tribut gezollt, ihr Künstlername Domin ist zudem eine Reverenz gegenüber der Asylinsel. In Briefen machten sie und ihr Mann hingegen den Preis für dieses exotische, periphere Exil wiederholt deutlich. Von einer „Inselkäfigexistenz“ spricht Domin (2009, S. 210) in einem Brief an Palm.

¹³ Cf. dazu auch den nach der Rückkehr genutzten Neologismus der „Verniemandung“ (Pau, 2010, S. 133).

¹⁴ In der Rede verallgemeinert Gadamer Domins Exil inklusive der Rückkehr zu einer menschlichen Erfahrung jenseits des Politischen. Die Vertreibung durch die Nationalsozialisten und ihr Ende bleiben ungenannt zugunsten einer diffus gemeinschaftlichen Erfahrung, die Grenzen zwischen Opfern, Tätern und Mitläufern verwischt: „Wir alle wissen oder müssen lernen, was Rückkehr ist. So begegnen wir uns in diesen Versen selbst, indem wir lernen, was wir wissen.“ (Gadamer, 1977, S. 136)

¹⁵ Siehe dazu luzide den aufgezeigten Zwiespalt in von der Lühe, Schildt und Schüler-Springorum, 2008, S. 18: „Die Asymmetrie zwischen einer vollmundig behaupteten oder fraglos verlangten Versöhnungsbereitschaft und einer meist schweigend vollzogenen Bereitschaft zur Selbstverleugnung auf Seiten der Opfer gehört zu den fortdauernden Herausforderungen im wissenschaftlichen und literarischen Diskurs über jüdische Remigration.“



genoss*innen, zu denen sie eine durchaus schwierige Beziehung unterhielt (schwierig aufgrund der Differenzen zu den Fragen Gehen oder Bleiben, Vermitteln oder Unnachgiebig sein), ein Gedicht verfasste: „Flucht – Für Paul Celan, Peter Szondi, Jean Améry, die nicht weiterleben wollten –“. Das Motiv, mit dem das Gedicht einsetzt, ist ein Seil, das der Verfolgte um sich legt:

Das Seil
nach Häftlingsart aus Bettüchern geknüpft
die Bettücher auf denen ich geweint habe
ich winde es um mich
Taucherseil
um meinen Leib
ich springe ab
ich tauche
weg vom Tag
hindurch
tauche ich auf
auf der andern Seite der Erde
Dort will ich
freier atmen
dort will ich ein Alphabet erfinden
von tätigen Buchstaben (Domin, 1978, S. 49)

Das Instrument, um sich selbst das Leben zu nehmen, wird in dem Gedicht zum Werkzeug einer Flucht, die Freiheit verspricht, und die weit hinausführt: Das lyrische Ich imaginiert eine Bewegung, auch hier wieder forciert, deren Fluchtcharakter dennoch emanzipativ ist – wobei der Titel durch die Aufzählung von Totennamen verdeutlicht, dass die hier in Szene gesetzte Freiheit das Ende der großen Reise des Lebens selbst impliziert. Es fällt jedoch auf, dass nicht nur der Selbstmord der jüdischen Holocaust-Überlebenden, sondern auch die Rückkehr – und dies gerade in ihren öffentlichkeitswirksamen Schriften und Auftritten – mit Freiheit assoziiert wird. Auch dies ist ein emanzipativer Akt: Dem entmündigenden Zwang der Vertreibung wird die Rückkehr als Wahl gegenübergestellt. In dem Essay „Hineingeboren“ (1978) über ihr Judentum schreibt Domin, dass „in der Rückkehr Freiheit war; im Gegensatz zu all den Fluchten und Exilen, Freiwilligkeit der Entscheidung. Die Rückkehr, nicht die Verfolgung, war das große Erlebnis meines Lebens“ – wie sie selbst hinzufügt, „[e]in Erlebnis von äußerster Zerbrechlichkeit.“ (Domin, 1998, S. 155-156)

4. UNTERWEGS SEIN. HILDE DOMIN IN SPANIEN

Sicherlich empfand Domin, ebenso wie viele ihrer Schicksalsgenoss*innen, die zahlreichen Ortswechsel nicht als Ausdruck von Freiheit, eher schon hätte sie wohl dem Exilierten Egon Schwarz zugestimmt, der die odysseeartigen Reisen durch den amerikanischen Kontinent in seiner Autobiographie mit den Worten kommen-



tiert, ein „Spielball“ (Schwarz, 1992, S. 10) der Geschichte gewesen zu sein; mal hier und mal dort, aber mit äußerst geringem Handlungsradius, Treibgut im Meer der politischen Ereignisse.

So vermag man auch etwas Koketterie aus den an Peter Szondi gerichteten Worten einer weit Gereisten herauszuhören, sie sei „von jeher schlecht in den Kleinigkeiten der Geographie“ (Brief vom 14. Oktober 1963; Domin und Szondi, 2008, S. 86). In ihren Texten befruchten sich die Erinnerungen an verschiedene Exilstationen (in Italien, England und der Karibik) gegenseitig, und es kann von einem geradezu hybriden Selbst-Bewusstsein gesprochen werden. Dazu stellt Domin eine Anekdote: auf einem der dominikanischen Ersatzpässe, der ihrem Mann für seine Vortragsreisen durch Lateinamerika ausgestellt wurde, stand, wie sie nicht ohne Belustigung berichtet: „Geboren in Frankfurt in der Dominikanischen Republik, Vertreter der Universität Sto. Domingo“ (Domin, 1992, S. 120).

Diese Überblendung verschiedener Räume und Sphären umfasst noch die Rückkehr in dem Sinn, dass sie keineswegs eindeutig den Schritt vom Gehen zum Bleiben bedeutet. Domin definiert sich noch viele Jahre nach der Rückkehr über die Ortswechsel, über den damit einhergehenden Verzicht auf Eigentumsdenken: „Ich, die ich immer unterwegs gewesen war und das ‚Haben‘ verlernt habe, als hätte ich nicht mehr die Hände zum Haben.“ (Domin, 1993, S. 45) Wie stellt nun Domin selbst die Rückkehr dar, und was heißt das überhaupt: nach langer Abwesenheit, nach vielen Reisen und Fluchten, zurückzukehren? „1954/55 in München. Reisen durch die Bundesrepublik. Ganz den Erfahrungen der Rückkehr geöffnet, ohne Wunsch zu publizieren, auch fast ohne zu schreiben“, notiert sie sich. Aber zudem, ganz im Sinne von Améry: „Täglich bekämpft der Exilierte in sich die Heimatlosigkeit.“ (Améry, 1992, S. 209) So schreibt sie noch in einem 1992 publizierten Aufsatz und konterkariert damit das in der Bundesrepublik gehegte Bild von der geglühten Rückkehr. Denn viel spricht dafür, dass Domin Formulierungen nicht auf die enge Definition des Exils als Zeitraum von 1933 bis 1945 abzielt. Blickt man auf die Chronik ihrer Aufenthalte außerhalb von Deutschland nach Kriegsende, so wird diese Sicht auf die „vielen Exile“ der Hilde Domin, auf das lange „Nachexil“ im Sinne Goldschmidts, noch untermauert. Auf einer Karteikarte, aufbewahrt im Deutschen Literaturarchiv Marbach, verzeichnet sie stichpunktartig:

aus England nach Sto. Domingo 24.6.1940

Ankunft Sto. Domingo 4. August 1940

27. Februar 1954 Ankunft Hamburg (Bremen)¹⁶. (Domin, DLA)

¹⁶ In Papieren aus dem Nachlass lässt sie sich genauer aus über die Stationen ihres Exils. Ein undatiertes, vier Seiten umfassendes tabellarisch-erzählendes Lebenslauf (archiviert als Fotokopie), der von der Geburt bis 1981 reicht und über dessen Zweck nichts bekannt ist, verzeichnet unter „Oktober 1932: Die NS-Machtergreifung voraussehend, zusammen mit Erwin Walter Palm, Student der klassischen Archäologie und Philologie, in sein Arbeitsgebiet, Rom.“ Und direkt weiter: „1933: Italien wird zum Exil. Die geplante Umsiedlung in die spanische Republik scheitert.“ 1935 erlangt sie den Doktorgrad an der Universität Florenz, mit einer Arbeit über die Staatsgeschichte der Renaissance.



Diese erste „Ankunft“ zurück in Deutschland ist aber, wie erwähnt, keine dauerhafte. Von 1955 bis 1957 hielt sich Domin in Spanien auf. Schon auf Santo Domingo hatte das Ehepaar intensive Kontakte zu spanischen Flüchtlingen gepflegt, die das Fundament für die spätere Nähe zum Land legten¹⁷. In einer Kurzbiographie, ebenfalls aufbewahrt im Nachlass, steht: „Hilde Domin begann 1951 zu schreiben, noch im Exil in Lateinamerika. Sie stand damals unter dem Einfluss der modernen spanischen Lyrik, dann auch der neuesten Amerikaner.“ (Domin, DLA) Dieser transkulturelle Bezug auf Spanien als Wesenszug ihres Schreibens entspricht dem von der Dichterin selbst autorisierten Bild. Domin, die gegenüber dem deutschen Publikum von der „Abgelegenheit“ (1963, S. 9) Spaniens spricht, scheut sich nicht, sich in eine in Deutschland vielfach ignorierte Tradition des Südens einzuschreiben: Dies ist auch das Erbe ihres Exils, das sie nicht nur annimmt, sondern zu dem sie sich in den delikaten Jahren der Rückkehr explizit bekennt. Sicherlich drückt sich in der Identifizierung mit dem im Herkunftsland Minoritäten oder Alteritäten auch eine jüdische Prägung aus, die mit dem in Deutschland wieder erstarkten Nationalismus nichts anzufangen weiß¹⁸. Domin unterhielt freundschaftliche Beziehungen unter anderem zu den spanischen Schriftstellern Vicente Aleixandre¹⁹ und Dámaso Alonso und publizierte spanische Übersetzungen ihrer eigenen Gedichte sowie anderer Dichter in der in Malaga herausgegebenen Zeitschrift *Caracola*²⁰, in der auch Exilspanier veröffentlichten. An den Sekretär der Zeitschrift, Bernabé Fernández Canivell, schrieb sie während einer Deutschland-Reise 1957 in einem Brief vom 16. September erkennbar skeptisch über ihre Eindrücke aus dem Land des Wirtschaftswunders:

Den Geschlechterrollen entsprechend, zugleich aber in der Notwendigkeit, ihre „intensive Mitarbeit an seinen Arbeiten“ zu rechtfertigen, schreibt sie davon, dass „die erschwerten Umstände des Exils (Länder, Sprach-, Fachwechsel, Mittellosigkeit)“ die „Mitarbeit“ eines wissenschaftlich ausgebildeten „Helfers“ am Werk Palms unabdingbar gemacht hätten (Domin, DLA).

¹⁷ In Santo Domingo verkehrten sie nach eigenen Aussagen neben den Einheimischen vor allem „mit spanischen Intellektuellen, Flüchtlingen der spanischen Republik“ (Domin, 1992, S. 38). Cf. zu Spanien ihren Text „Wiedersehen mit Spanien. Vier Skizzen“ (Domin, 1992).

¹⁸ Domin sah dieses Wiedererstarken von Spanien aus mit Sorge. Sie äußerte diese Sorge insbesondere im Privaten, in Briefwechseln. In der nicht publizierten Korrespondenz (1960-1962) mit dem in Mexiko exilierten spanischen Schriftsteller Max Aub, ebenfalls jüdischer Herkunft, zeigte sie sich zudem bestürzt anlässlich von Nachrichten über antisemitische Schändungen jüdischer Friedhöfe in Deutschland (Domin, DLA). Sie sendete Aub mehrere ins Spanische übersetzte Gedichte von sich, darunter (in Übersetzung von Domin und Aquilino Duque) auch das Gedicht „Ligero de equipaje“ („Leichtgepäck“), das mit dem Eingeständnis beginnt, sich an die Heimatlosigkeit nicht gewöhnen zu können: „No se te permite acostumbrarte./ Una rosa es una rosa/ Pero un hogar/ no es un hogar.“ (Domin, DLA) Übersetzung: „Dir wird das Gewöhnen verwehrt./ Eine Rose ist eine Rose/ Aber ein Zuhause ist kein Zuhause.“

¹⁹ Vicente Aleixandre schrieb ein Gedicht auf sie, „La hermanilla“, dessen deutsche Übersetzung „Die kleine Schwester“, am 21.11. 1959 in der *FAZ* erschien (cf. Pau, 2010, S. 79).

²⁰ In der Zeitschrift *Caracola* veröffentlichte Domin zwischen 1956 und 1959 fünf eigene Gedichte.



¡Qué verde es Alemania! Parece la selva virgen cuando se viene de España. Emociona ver tanto verde. Pero falta el aire diáfano y oprime el continuo gris. Como si uno estuviera en una habitación demasiado oscura. Da[n] ganas de poner cal blanca en todas las paredes. Y pintar un cielo azul encima. Pero los árboles se resignan, y tendremos que resignarnos nosotros²¹. (Domin, DLA)

Wiederholt verbrachte sie auch ohne ihren Mann Zeiten in der Sierra de Guadarrama in der Provinz Segovia. Dort, in San Rafael und auch in Madrid, schrieb sie ihren einzigen Roman, *Das zweite Paradies*²². Sie verfasste hier zudem Gedichte auf Spanisch, übersetzte andere aus dem Spanischen ins Deutsche und wie erwähnt auch umgekehrt (etwa Gedichte von Hans Magnus Enzensberger und Günther Eich)²³. In einem auf Spanisch geschriebenen Text klärt sie über ihre Zeit in Spanien auf. Sie schildert das Land hier aus der Luft, wie aus dem Flugzeug gesehen, aus der Distanz, und kommt dann wie mit einer Kamera immer näher um zu folgern: „Todo es mejor de cerca en un país tan sobrio [...]. Por la noche las colinas desnudas se vuelven rosadas y el bosque de pinos se tiñe de rojo oscuro, como el mar, y uno siente que podría quedarse aquí para siempre.“²⁴ (Zit. nach Pau, 2010, S. 10-11) Und wenn sich auch das Gefühl einschlich, in Spanien eine Ersatzheimat gefunden zu haben: Sie blieb nicht²⁵.

Im Herbst 1960 nimmt Palm die Lehrtätigkeit an der Universität Heidelberg auf, eine endgültige zweite Rückkehr zeichnet sich ab, und 1961 geht es für sie tatsächlich zurück nach Heidelberg, in die Stadt ihrer Studienjahre, „nach Hause“, nachdem sie seit der ersten Rückkehr 1954 sporadisch in verschiedenen deutschen Städten gelebt hatte. Auch dann noch geht das bewegte Leben im wörtlichen Sinne allerdings weiter: In den 1970er Jahren, so verzeichnet ein selbst verfasster tabellari-

²¹ Übersetzung: „Wie grün Deutschland ist! Wenn man aus Spanien kommt, sieht es aus wie ein Urwald. Es ist berührend, so viel Grün zu sehen. Aber es fehlt die klare Luft und das ständige Grau ist bedrückend. Als wäre man in einem zu dunklen Raum. Da möchte man am liebsten alle Wände mit weißem Kalk streichen. Und einen blauen Himmel darüber malen. Aber die Bäume haben resigniert, und wir werden auch resignieren.“

²² Karsch (2008, S. 431) weist auf die paradoxe Metapher des Titels hin: „Nach der alttestamentlichen Vorlage kann es kein zweites Paradies geben.“

²³ Cf. Domin, 1993, S. 96: Ihr vielleicht bekanntestes Gedicht „Nur eine Rose als Stütze“ ist zuerst in spanischer Übersetzung in *Caracola* erschienen.

²⁴ Übersetzung: „In einem so nüchternen Land ist alles aus der Nähe besser [...]. Nachts färben sich die kahlen Hügel rosa und der Kiefernwald dunkelrot, wie das Meer, und man hat das Gefühl, man könnte für immer hier bleiben.“

²⁵ Ihre Rastlosigkeit und Zwiespältigkeit äußert sich in diesen Jahren auch im Briefwechsel mit ihrer chilenischen Freundin, der Dichterin Sabka Goldberg. Aus Madrid schrieb sie am 20. August 1958: „A Madrid nada me llama. Por más que me gusta el cielo. [...] Ese andar y andar, sin dejar siquiera atrás el hilo que tiene un gusano, es cosa que me cansa ya. Me siento como una piedra que se tire y se tire. Y no se sabe adónde, mañana, se tirará.“ (Domin, DLA) [Der Wortlaut Domins wird inklusive grammatischer Fehler reproduziert, Anm. d. Verf.] Übersetzung: „Nichts ruft mich nach Madrid. So sehr wie ich den Himmel liebe. [...] Dieses Gehen und Gehen, ohne auch nur den Faden einer Raupe zurückzulassen, ist etwas, das mich schon ermüdet. Ich fühle mich wie ein Stein, der geworfen und geworfen wird. Und niemand weiß, wohin er morgen geworfen werden wird.“



scher Lebenslauf stichpunktartig, „3x je ein halbes Jahr in Mexiko“. (Domin, DLA). In einer undatierten Kurzbiographie aus dem Nachlass schreibt sie: „Insgesamt weilte Hilde Domin 7 Jahre im italienischen, 16 Jahre im spanischen und 3 Jahre im englischen Sprachraum.“ Ihre Erfahrungen in verschiedenen Ländern hätten sie dazu gebracht, das Wort „selbstverständlich“ aus dem Lexikon zu streichen (1992, S. 341). Die enorme inter- und transkulturelle Erfahrung spielt sie in der Selbstdarstellung und beim Kontakt mit Verlagen und Intellektuellen geschickt als Plus aus.

Zeitgleich zu der – zweiten – Rückkehr nach Deutschland bemüht sie sich in Briefen um Rezensionen und die Sichtbarkeit ihres Werks. Neben eigenen Gedichten verfasst sie auch Aufsätze, gewinnt zunehmend Präsenz in der medialen Öffentlichkeit, und ist auch als Anthologin tätig – unter anderem für den Fischer-Band *Spanien erzählt* (1962).²⁶ Sie will als Dichterin wahrgenommen werden, ist aber auch das, was wir heute eine Netzwerkerin nennen würden, und dies kultur- und sprachenvermittelnd. In den Briefkorrespondenzen spannt sie ein deutsch- und spanischsprachiges Netzwerk aus Autor*innen, Verlagen und weiterer Kulturinstanzen; in Briefen an spanische Partner beschwert sie sich, dass das deutsche Publikum von spanischer Literatur nichts wisse²⁷.

Bezeichnenderweise – bezeichnend trotz ihrer säkularen Prägung – erwähnt sie ihre jüdische Herkunft gegenüber nichtjüdischen Brief- und Gesprächspartner*innen eher selten. Sie ist etwas ihr Widerfahrenes, keine Freiheit der Entscheidung spielt hinein. Im konservativen Umfeld der 1950er und frühen 1960er Jahre tut sie sich sichtlich schwer, sich zu ihrem Jüdischsein zu positionieren. Eine grundlegende Ambivalenz durchziehen dahingehende, eher spärlich gesäte Aussagen. Sie wollte sich explizit nicht als jüdische Dichterin verstanden wissen (vgl. Wiese, 2000, S. 121). Ihre Linie ist eine ganz andere als die anderer jüdischer Autor*innen, die zur selben Zeit in der Bundesrepublik Bekanntheit erlangen und meist auch in öffentlichen Debatten zum Umgang mit der Nahvergangenheit intervenieren: Paul Celan, Peter Szondi, Theodor W. Adorno, Jean Améry. Ganz anders auch äußert sich Hannah Arendt, mit der Domin zeitweise korrespondiert, zur Rückkehr: Die Philosophin verfasst beim ersten Wiedersehen mit Deutschland einen distanzier- ten Reisebericht, *The Aftermath of Nazi Rule. Report from Germany* (1950), der sich keine Gefühlsäußerung erlaubt²⁸.

²⁶ Auch ihr Mann betätigte sich in diesem Sinne als Kulturmittler. Eine Lope de Vega gewidmete Anthologie nannte er *Wir leben in zwei Zeiten* (1958).

²⁷ Cf. dazu ihren Brief an den Professor Gonzalo Torrente Ballester vom 30. Dezember 1963 (Domin, DLA).

²⁸ Dies hängt natürlich auch mit der Funktion des Berichts zusammen, der für die *Commission on European Jewish Cultural Reconstruction* (JCR) verfasst wurde. Anders, nämlich expressiv-ablehnend, äußert sie sich privat in einem Brief an Gertrud Jaspers am 30. Mai 1946 zur Frage der Rückkehr: „Wie man es aber aushält, dort als Jude zu leben in einer Umwelt, die über ‚unser‘ Problem, und das sind ja heute unsere Toten, nicht einmal zu sprechen geruht, weiß ich auch nicht.“ (Arendt und Jaspers, 1985, S. 77)



In ihrem Essay „Hineingeboren“ bestimmt Domin das Jüdischsein als Schicksalsgemeinschaft. Dennoch finden sich Topoi deutsch-jüdischer Literatur – das Unterwegssein; die Problematisierung von Heimat; die diasporische Bedeutung, die Sprache zugeschrieben wird; die ambivalente Identität jenseits nationaler Kategorien und überhaupt das komplexe Verhältnis zum Nationalen – in Häufe in ihren Gedichten und Essays. Die Rückkehr ist also, um noch einmal an ihre eigene Aussage zu erinnern, das große Thema ihres Lebens und ihres Werkes – aber es ist dies auf sehr vielschichtige und problematische Weise. In der Tat konstatieren Bannasch und Rupp (2018, S. 9), dass „Identität und Identitätszuschreibung“ die paradigmatischen Themen konkret der deutsch-jüdischen Remigration seien. So steht Domin exemplarisch auch für ein Forschungsproblem: die Befragung der jüdischen Identität, d.h. deutschsprachige jüdische Existenz in Deutschland nach 1945 ist von der Frage der Rückkehr aus dem Exil nicht zu trennen (*cf.* auch von der Lühe, Schildt und Schüler-Springorum, 2008, S. 10).

In diesem Sinne ist es im Umfeld deutsch-jüdischer Intellektualität der Nachkriegszeit (wenn der Bindestrich hier überhaupt noch gerechtfertigt ist) durchaus provokant, wenn Domin sich als „deutscher Dichter“ definiert. Beim genaueren Hinsehen, was eigentlich damit gemeint ist, stoßen wir immer wieder auf die deutsche Sprache: aus der Sprache, schreibt Domin, ist sie „unvertreibbar“. Sprache zeichnete sich für viele jüdische Remigranten ab als „das letzte, unabnehmbare Zuhause“ (Domin zit. nach Wiese, 2000, S. 121), nachdem Deutschland nicht mehr zu einem Zuhause werden konnte. Anlässlich der Entgegennahme des Nelly Sachs Preises, bekannte sie, „heimgekehrt“ zu sein „ins Sprachzuhause“. Die repräsentativen Motive jüdisch-exilischer Tradition – das Totengedächtnis, die Identifizierung mit der Sprache, nicht dem Land –, treten in ihren späten Texten klar hervor:

Das Wort aber war das deutsche Wort. Deswegen fuhr ich wieder zurück über das Meer, dahin, wo das Wort lebt. [...] Ich war 22 Jahre weg gewesen. Ich überschlug einen Zug in der Stadt, wo der Mandelbaum steht. Meine Eltern saßen auf dem Bahnsteig. Ich ging an ihnen vorbei, wir sprachen nicht miteinander. Sie waren ja auch nicht in Deutschland begraben. (Domin, 1992, S. 22)

Der Fokus auf das „Sprachzuhause“ darf allerdings nicht verdecken, dass Domin als mehrsprachige Dichterin und Intellektuelle nach Deutschland zurückkehrt, und dass das Spanische – nicht nur in der Übersetzung, sondern auch in der originalen Kreation sowie im intimen Bereich der brieflichen Zwiesprache mit Freund*innen – nun ein integraler Teil ihrer Autorinnenbiographie ist.



5. BLEIBEN DÜRFEN

*Worte drehen nicht den Kopf
sie stehen auf
sofort
und gehn*
Hilde Domin

Anstelle von Schlussfolgerungen schließt sich hier der Kreis mit dem Werkmotiv des „Bleiben dürfen“. In dieser Formulierung drückt sich eine fast demütige Geste aus – nicht die selbstbestimmte des Bleibens, sondern die einer Konzession, die einem erteilt wird.

Außer dem Gehen kommt in meinen Gedichten, zumindest den ersten Bänden, vielleicht nichts soviel vor wie das Wohnen oder Wohnen dürfen. Bleiben dürfen. Die meisten Wohnungen in meinem Leben waren Fluchtwohnungen, Zufluchtwohnungen, oder verwandelten sich plötzlich, aus scheinbar ganz normalen Behausungen. (Domin, 1992, S. 71)

Dies schreibt Domin in einem ihrer wichtigsten autobiographischen Essays, mit zweisprachigem Titel: „Meine Wohnungen – mis moradas“. Die Wohnung im Plural, zugleich ein viel nüchternerer Begriff im scharfen Kontrast zu dem affektbesetzten der Heimat, wird zum Bild der vielen Exile der Dichterin. Die Spannung zwischen Gehen und Bleiben, aber auch zwischen Gehen können und Bleiben dürfen, zwischen dem Bedürfnis, sich seiner Wurzeln zu versichern und der dem Flüchtling abverlangten Notwendigkeit, sich immer wieder aufs Neue zu verorten, lotet Domin in dem Gedicht „Ziehende Landschaft“ aus:

Man muss weggehen können
und doch sein wie ein Baum:
als bliebe die Wurzel im Boden,
als zöge die Landschaft und wir ständen fest. (Domin, 2019, S. 10)

Ob die mit der Wahrnehmung eines Reisenden spielenden Schlussverse zuversichtlich oder resigniert klingen, ist Interpretationssache. Zweifellos hat sich die Lesart der Dichterin als eine der Zuversicht durchgesetzt. Das Bleiben war dennoch nicht ihre Sache.

Im südspanischen Arroyo de la Miel, wo das Paar Domin/Palm ein Haus gemietet hatte – ursprünglich für wenige Wochen, dann aber für einige Monate –, schrieb sie ein Gedicht auf Spanisch, das entgegen vieler anderer Exilzeugnisse der Heimatlosigkeit einen tröstlichen Ton hat, ohne die Wirkmacht der Fluchterfahrung zu negieren. Das Gedicht existiert auch in deutscher Fassung, hier wird es jedoch auf Spanisch wiedergegeben, da erst auf diese Weise das Spiel zwischen Fremdheit und Aneignung, zwischen Unbehautsein und Sich-ein-Heim-schaffen, deutlich wird:



Es un consuelo saber
 dónde están las tazas y los platos
 en la casa en que eres huésped
 [...]
 tú, el caminante
 de día a día
 y de país en país
 en quien la palabra
 de la fugacidad
 de todo nuestro estar
 se hizo carne
 ...
 Y en esto conoces
 que aquí,
 algo más que en otros sitios,
 estás en casa.²⁹
 (Zit. nach Pau, 2010, S. 70)

In ihrem Roman *Das zweite Paradies* kommt Domin zurück auf eine nach-exilische Bestimmung von Zuhause-sein, das für die einst Geflüchtete jede Selbstverständlichkeit und Gegebenheit verloren hat:

Das Zuhause ist da, und man fühlt es nicht. Wenn man es erst fühlt und betastet, wenn man es erst in die Hand nimmt wie eine zerbrechliche Kostbarkeit, die gleich hinfallen kann – die auch vielleicht schon einmal geleimt wurde –, ist es mit dem Zuhause vorbei. Es ist etwas, was man abgenommen bekommt. Wenn man Glück hat, bekommt man es wieder, aber es ist zuviel Erstaunen dabei. (Domin, 1968, S. 44)³⁰

Dieser in der Exilliteratur in verschiedenen Variationen anzutreffende Gedanke von der fremd gewordenen Heimat verbindet sich in Domins Werk mit dem des Unterwegsseins. Die Reise ist vor dem Hintergrund dieser Polarität insofern eine Brücke, als sie die Rückkehr mit einschließen würde: „Und wenn ich ‚Reise‘ sage“, so endet der Aufsatz „Meine Wohnungen“ in der Jetztzeit in Heidelberg Anfang der 1970er Jahre, „so meine ich Reise. Eine Abfahrt, mit Rückfahrkarte. Wo ich ankommen kann und den Schlüssel umdrehen, meine Türe öffnen und die Treppe heraufgehen und zu Hause sein darf, wie andere Menschen auch.“ (Domin, 1993, S. 127)

RECIBIDO: 11.9.2024; ACEPTADO: 24.2.2025.

²⁹ Übersetzung: „Es ist ein Trost, zu wissen/ wo die Tassen und Teller stehen/ in dem Haus, in dem du zu Gast bist/ [...] du, der Wanderer/ von Tag zu Tag/ und von Land zu Land/ in dem das Wort/ von der Vergänglichkeit unseres ganzen Seins/ Fleisch wurde/ .../ Und hier erkennst du/ dass du hier/ mehr als an anderen Orten,/ zu Hause bist.“

³⁰ Eine ähnliche Aporie hinsichtlich des Zuhause-seins zeigte bereits Améry auf: „Man muß Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben“ (1977, S. 81).



BIBLIOGRAPHIE

- AMÉRY, Jean (1977). *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Klett-Cotta.
- ARENDDT, Hannah und JASPERS, Karl (1985). *Briefwechsel 1926-1969*. Hg. von Lotte Köhler und Hans Saner. Piper.
- BANNASCH, Bettina und SARKOWSKY, Katja (2020). Nachexil und Post-Exile: Eine Einleitung. *Jahrbuch Exilforschung*, 38, 1-11.
- BANNASCH, Bettina und RUPP, Michael (2018). Einleitung. In Bettina Bannasch und Michael Rupp (Hg.), *Rückkehrerzählungen. Über die (Un-)Möglichkeit nach 1945 als Jude in Deutschland zu leben* (S. 7-14). V&R unipress.
- BRAESE, Stephan (2001). Nach-Exil. Zu einem Entstehungsort westdeutscher Nachkriegsliteratur. *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*, 19, 227-253.
- DOMIN, Hilde (2019). *Sämtliche Gedichte*. Hg. von Nikola Herweg und Melanie Reinhold. Fischer.
- DOMIN, Hilde (2009). *Die Liebe im Exil. Briefe an Erwin Walter Palm aus den Jahren 1931-1959*. Hg. von Jan Bürger und Frank Druffner unter Mitarbeit von Melanie Reinhold. Fischer.
- DOMIN, Hilde (1998). *Gesammelte autobiographische Schriften*. Fischer.
- DOMIN, Hilde (1993). *Von der Natur nicht vorgesehen. Autobiographisches*. Fischer.
- DOMIN, Hilde (1992). *Gesammelte Essays. Heimat in der Sprache*. Fischer.
- DOMIN, Hilde (1978). Flucht. In Helmut Heißenbüttel und Bernd Jentzsch (Hg.), *Hermannstraße 14. Halbjahrsschrift für Literatur. Sonderheft Jean Améry* (S. 49). Klett-Cotta.
- DOMIN, Hilde (1970). Nachwort. In Hilde Domin (Hg.), *Nachkrieg und Unfrieden. Gedichte als Index 1945-1970* (S. 125-166). Luchterhand.
- DOMIN, Hilde (1968). *Das zweite Paradies. Roman in Segmenten*. Piper.
- DOMIN, Hilde (Hg.) (1963). *Spanien erzählt. Sechszwanzig Erzählungen ausgewählt und eingeleitet von Hilde Domin*. Fischer.
- DOMIN, Hilde (o. J.). *Nachlass, Briefe; Konvolut Lebensläufe*. Deutsches Literaturarchiv Marbach [DLA].
- FLUSSER, Vilém (1994). *Von der Freiheit des Migranten. Einsprüche gegen den Nationalismus*. Bollmann.
- GADAMER, Hans-Georg (1977). Hilde Domin, Dichterin der Rückkehr. In Hans-Georg Gadamer, *Poetica. Ausgewählte Essays* (S. 135-144). Insel.
- GOLDSCHMIDT, Georges-Arthur (2020). *Vom Nachexil*. Wallstein.
- ISENSCHMID, Andreas (Hg.) (2008). Briefe. Hilde Domin/Peter Szondi. *Neue Rundschau*, 119 (3), 77-112.
- KARSCH, Margret (2008). Die Darstellung der jüdischen Remigration in Hilde Domins Roman ‚Das zweite Paradies‘ (1968). *Zeitschrift für Ideengeschichte*, II/2, 422-442.
- KETTLER, David (2008). ‚Erste Briefe‘ nach Deutschland: Zwischen Exil und Rückkehr. *Zeitschrift für Ideengeschichte*, II/2, 80-108.
- KLÜGER, Ruth (2019). Nachwort. In Hilde Domin, *Sämtliche Gedichte*. Hg. von Nikola Herweg und Melanie Reinhold (S. 307-319). Fischer.



- KRAUSS, Marita (2004). Jewish Remigration. An Overview of an Emerging Discipline. *Leo Baeck Yearbook*, XLIX, 107-119.
- MAEDING, Linda (2024). Hilde Domin's Wohnungen. Zur Selbstwertung einer Intellektuellen zwischen Exil und Remigration. In Marisa Siguan, Loreto Vilar und Rosa Pérez Zancas (Hg.), *Das eigene Zimmer. Studien zu Autorinnen und Werken des deutschen, österreichischen und spanischen Exils* (S. 105-118). Peter Lang.
- MARKGRAF, Marguerite (2018). ‚Bewältigungsversuche eines Überwältigten‘ angesichts einer ‚Logik der Vernichtung‘ – Zur existenzphilosophischen Fundierung der Unmöglichkeit von Rückkehr bei Jean Améry. In Bettina Bannasch und Michael Rupp (Hg.), *Rückkehrerzählungen. Über die (Un-)Möglichkeit nach 1945 als Jude in Deutschland zu leben* (S. 123-142). V&R unipress.
- PAPKE, Sven (1991). Exil und Remigration als öffentliches Ärgernis. Zur Soziologie eines Tabus. *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*, 9, 9-25.
- PAU PEDRÓN, Antonio (2010). *Hilde Domin en la poesía española*. Trotta.
- SAHL, Hans (1987). Das Exil nach dem Exil. Symposium anlässlich der 750 Jahr-Feier der Stadt Berlin. *Exil. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse*, 7 (2), 14-15.
- SCHWARZ, Egon (1992). *Keine Zeit für Eichendorff. Chronik unfreiwilliger Wanderjahre*. Mit einer Nachschrift von 1991 und einem Essay von Hans-Albert Walter. Büchergilde Gutenberg.
- VON DER LÜHE, Irmela, SCHILDT, Axel und SCHÜLER-SPRINGORUM, Stefanie (2008). Einleitung. In dies. (Hg.), *„Auch in Deutschland waren wir nicht wirklich zu Hause“*. *Jüdische Remigration nach 1945* (S. 9-18). Wallstein.
- WIESE, Christian (2000). Domin, Hilde. In Andreas Kilcher (Hg.), *Metzler Lexikon deutsch-jüdischer Literatur* (S. 120-122). Metzler.



